

**Zur Baugeschichte der Johanneskirche,
Festvortrag zum 100-jährigen Jubiläum 25.4.1976**
von Dr. Norbert Bongartz, Landesdenkmalamt Stuttgart

Sehr verehrte Johanneskirchengemeinde!
Verehrte Festgäste!

Wieviele mit Stuttgart nicht näher bekannte Passanten werden beim Anblick der außerhalb des Stadtzentrums gelegenen Johanneskirche den erstaunlich reinrassigen hochgotischen Bau bereits bewundert haben, jedoch mit dem unguuten Gefühl, daß hier etwas nicht stimmt? Noch bis vor kurzem dürften auch diejenigen, denen die Baugeschichte dieser Kirche nicht ganz fremd ist, den schönen Kirchenbau sehr distanziert beurteilt haben, da dieser doch "neugotisch" und mithin nicht echt, nicht "ehrlich" sei.

Mit einer akademischen Betrachtungsweise, die jegliche stilistische Wiederaufnahme als minderwertiges Kopistentum abtut, die Kunst der Renaissance aber unlogischerweise hiervon ausnimmt, hat man sich lange Zeit über den Blick auf alle Neo-Stile verstellt, die vor allem die sogenannte Gründerzeit architektonisch geprägt haben.

Was ich heute abend vorhabe ist, den Entwurf der Johanneskirche auf seine Besonderheiten zu durchleuchten und seine geistigen Voraussetzungen zu erhellen. Mein Ziel ist es, die immer noch zu beobachtende Distanz bzw. das Unbehagen einem solchen Bau gegenüber abzubauen und gegen ein Interesse zu ersetzen, welches auf Verständnis und Erkennen aufbaut.

Aus der Baugeschichte

Zunächst sei die Baugeschichte, die Herr Hieber in der Festschrift detailliert neu zusammengetragen hat, in den für uns wichtigsten Punkten nachskizziert:

Nach mehreren Anläufen seit den frühen 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte der Wunsch nach einer vierten evangelischen Kirche in Stuttgart zur Gründung des Kirchenbau-Vereins 1858 geführt. Nicht zuletzt auf Grund seiner intensiven Sammeltätigkeit wagte man es 1864 schließlich, den Verein für christliche Kunst in der evangelischen Kirche Württembergs um die Aufstellung eines Bauprogramms zu bitten, welches die Jubiläums-Ausstellung im Faksimile zeigt.

Für den an der Planungsgeschichte Interessierten ist dieses Programm von erheblicher Bedeutung, umreißt es doch die Vorstellungen bzw. die Orientierungspunkte der Bauherrenseite und ermöglicht es uns darüber hinaus, den Anteil des Architekten herauszufiltern.

Ohne daß wir nun die Programmpunkte im Einzelnen durchgehen: Die Entwerfer des Programms forderten eine dreischiffige, nicht spätgotisch überladene hochgotische Kirche mit zentralem spitzhelmigem Turm an der Fassade und einer kapellartigen Sakristei, mit einer querschiffartigen Erweiterung und mit Emporen, deren Ausführung "mit dem übrigen Bauwesen vorgenommen werden" sollte. (Wahrscheinlich hatte man jedoch noch an hölzerne Emporen gedacht.) Schließlich sollte die Kirche eine durchaus monumentale Konstruktion erhalten.

Abgesehen davon, daß er den geforderten Standort für die Kanzel gegen den Chor verlegte, hat Architekt Leins alle Punkte des Programms erfüllt, auch wenn er in drei

bis vier wichtigen Programmpunkten über die gesetzten Erwartungen hinausgegangen sein wird. Hierzu zählen die Sakristei, das Querhaus, die Emporen und vielleicht auch der Bereich des Baustils.

Die Stilfrage

Warum der gotische Stil für die Johanneskirche gewählt wurde, geht aus dem Programm nicht hervor, ein Zeichen dafür, daß dies im Jahr 1864 nicht mehr betont werden mußte. Auch Leins selbst äußert sich in der vorhin zitierten Schrift von 1877 mit keinem Ton über diese Grundsatzentscheidung, wenn man davon absieht, daß es sich auf die drei mittelalterlichen Hauptkirchen Stuttgarts bezieht. Als Ersatz für die Stuttgarter Grundsatzentscheidung: "wir bauen gotisch", seien zunächst einige zeitgenössische Zitate zum Thema Gotik aneinandergereiht:

In einem Artikel zum Bau der Christuskirche in Hannover im Christlichen Kunstblatt 1865, also zeitgleich mit der Genehmigung der Leinsschen Johanneskirchen-Pläne liest man folgendes:

"Es mag uns nun verstattet sein, in der Kürze die Principien zu entwickeln, welche formgebend auf die Gestaltung protestantischer Kirchenbauten einwirken....." (S.131)

Etwas später: "Erfordert denn der protestantische Kultus eigenthümliche Anlagen, und wenn dies der Fall ist, warum haben mehr wie drei Jahrhunderte seit der Reformation kein Bildungsgesetz für protestantische Kirchen geschaffen und in der inneren Ausstattung nur verflachend und korrumpierend gewirkt?...."

"Drei Momente sind es, welche in dem langen Zeitraume dem Gedeihen der christlichen Kunst sich feindlich entgegenstellten: Zunächst das mangelnde unmittelbare Bedürfnis, dann die gewaltigen politischen Bewegungen mit ihren erschlaffenden Folgen, endlich die bald frivole und glaubensleere, bald philosophisch doktrinäre Zeit nach dem 30jährigen Kriege." (S. 131f.)

"In all den Einbauten" (ehemaliger katholischer Kirchen) "zeigte sich leider ebenso sehr der flache Sinn und die nüchterne Anschauung von dem rituellen Bedürfnis, wie die Mißachtung der alten Kunstwerke und die Unfähigkeit, neu zu gestalten. So entstanden die schrecklichen Emporen, das Übereinanderstapeln von Altar und Kanzel ... und das Ideal der nüchternen Protestanten, die kreideweiß getünchten Wände."

"So standen die Sachen bis vor wenigen Jahrzehnten. Da ging auch für die christliche Kunst nach langer, langer Rast ein neues Morgenroth auf. Die korrekte Wissenschaft hatte große Resultate errungen und in eitler Selbstüberschätzung stellten ihre Träger sich vielfach der Kirche entgegen. Da begann ein frisches, rühriges Kämpfen und im Kampfe erkannte auch die lutherische Kirche, wie sie in langer sorgloser Ruhe die Zügel aus der Hand gegeben hatte ... Die Kirchen waren verwahrlost oder verkümmert und zu nüchternen Hörsälen verflacht..." (S. 133 f)

"Zum ersten Mal trat in großen Verhältnissen die Frage auf: Wie sind protestantische Kirchen würdig und dem Bedürfnis entsprechend zu bauen und auszustatten."

"Die erste und wichtigste Forderung ist eine allgemein christliche. Die Kirche soll in ihrer äußeren und inneren Gestaltung ... den Eintretenden empfänglich machen, Gott, den Herrn anzubeten, ihn von der Außenwelt abziehen und mit heiligem Ernste erfüllen."

"Und die gotische Grundform, die eine ächt christliche Kunst geschaffen, die ... in der reichen Kathedrale und der schmucklosen Dorfkirche des Mittelalters wesentlich dieselbe geblieben ist, sie wird auch mustergültig bleiben für alle Zeiten, wie für die katholische, so wenn auch vielleicht modifiziert für die lutherischen Kirchen." (S. 134)

Soweit der Artikel über die Hannoveranische Christuskirche, welche übrigens der Johanneskirche in mehreren Punkten ähnelt. So in der gedrungene Grundrißgestalt, im Kapellenkranz und dem Einturm der Fassade. Hauptunterschiede sind jedoch die Emporenlosigkeit und die Öffnung des Kapellenkranzes zum Kircheninneren.

Was jedoch der ungenannte Hannoveraner "korrekte Wissenschaft" mit "großen Resultaten" nennt, sind die Anfänge der Gotik-Forschung, die in Deutschland gegen Ende des 18. Jh. mit Goethes Aufsatz über das Straßburger Münster und dessen Architektengenie Erwin von Steinbach einsetzt.

Brennpunkt der Gotikforscher war der Kölner Dom, dessen halbfertiger Bau die Romantiker Friedrich Schlegel und Sulpiz Boisserée zum geistigen Weiterbau anregte, bis sich 1814 und 1816 die Fassadenrisse in Darmstadt und Paris wiederfanden, und den Wiederaufbauplänen neuen Schwung verliehen. Mit der Vollendung des Kölner Doms wurde 1842 begonnen.

Sie wäre sicherlich nicht in Angriff genommen worden, wäre die "korrekte Wissenschaft" nicht lange Zeit über in dem frommen Irrtum verharret, daß die Gotik ein deutscher Stil sei. In England, wo die Gotik nie ganz ausgestorben war und man bereits 1836 das neugotische Parlamentsgebäude in London errichtete, konnte man hierüber nur schmunzeln. Der englische Architekt Gilbert Scott, der ab 1846 die neugotische Nicolaikirche in Hamburg als erster Preisträger eines großen Wettbewerbs errichtete, hatte sich für seine Aufgabe der Mühe einer großen Exkursion durch Deutschland unterzogen, um täglich einen Dom zu sehen. In seinen Aufzeichnungen verwundert er sich, daß die Deutschen unter dem alten Irrtum litten, die Gotik sei ein "Alt-Deutscher" Stil, was jedoch, wie er sagt, ihre patriotischen Gefühle in einer köstlichen Weise bewege. (K. Clark: The gothic revival. London 1962/1964. S.164)

Die Nicolaikirche zählt zweifellos zu den bahnbrechenden Neugotischen Bauten auf dem Kontinent. Vergleichbar in ihrem Rang muß in diesem Zusammenhang noch die Wiener Votivkirche von Architekt Ferstel erwähnt werden, die von 1856 bis 1879 errichtet wurde, d.h. 10 Jahre früher als die Johanneskirche begonnen und 3 Jahre später vollendet wurde.

In der Deutschen Bauzeitung wird 1887 zum Bau der Hamburger Nicolaikirche berichtet, daß zunächst ein neoklassizistischer Entwurf des Gottfried Semper preisgekrönt worden war, dieser aber durch das Betreiben eines Mannes zu Fall gebracht werden konnte, was folgendermaßen umschrieben wird: "Erst wenn man einen Einblick in diese Verhältnisse gewonnen hat und zugleich erfährt, daß Porth ein schwärmerischer Anhänger der romantischen Überlieferungen, die mittelalterliche Kirche als das einzig zulässige Ideal kirchlicher Baukunst ansah, lernt man die Vorgänge verstehen..." Zwar waren "die für Semper's Entwurf ins Feld geführten Gründe die besseren, aber die für den Scottschen Plan wirkende Partei, welcher die durch den kurz vorher aufgenommenen Weiterbau des Kölner Doms erweckte Theilnahme für die deutsche mittelalterliche Kunst wesentlich zustatten kam, erwies sich als die stärkere." (S. 542)

Das "Christliche Kunstblatt" berichtet 1865 (S. 47) über die Nicolaikirche: "Wir haben in St. Nicolai den vollen Eindruck, den das Gemüth von einer christlichen Kirche erwartet." - "Wir wüßten wahrlich nicht, weshalb wir Evangelischen uns die edelste Kirchenform, die recht eigentlich, von den ersten Basiliken an, die Kirche charakterisiert, in der die gesamte Entwicklung der Baustyle sich vollzogen hat, weshalb wir uns diese Form versagen sollten." (S.48)

Wenngleich die Entscheidung: "Wir bauen gotisch" zweifellos wichtiger war als die Frage, wie diese Gotik denn zu inszenieren sei, möchte ich mich jetzt der Formgebung der Johanneskirche zuwenden.

Einige protestantische Kirchenbauten der württembergischen Region, die um die Jahrhundertmitte entstanden sind, zeigen uns eine andere Auffassung der Gotik als die Johanneskirche.

Die 1844 erbaute Kirche in Neckarwestheim zählt zu den frühesten neugotischen Kirchen unseres Landes. Dort entspricht der bauliche Typ aber noch durchaus den trockenen klassizistischen Kameralamtskirchen, wie die gleichzeitig erbauten Kirchen in Grab und Spiegelberg, oder Esslingen-Sulzgries. Er wurde lediglich in gotische Einzelformen gekleidet, deren Aussprache allgemein bleibt.

Der Johanneskirche sieht man aber gleich an, daß hier bedeutsame Beispiele der Gotik zum Vorbild geworden sind. Zum Thema formaler Vorbilder gibt es im Programm zur Johanneskirche keinen anderen Hinweis als den, daß der Bau "In demjenigen Style, den die drei bisherigen Stadtkirchen haben, nämlich den gotischen zu entwerfen (sei) und dabei die reinsten Periode seiner Entwicklung zu wählen (sei), die noch frei ist von aller Überladung späterer Zeit."

Das heißt, man wollte einen hochgotischen Bau, keinen spätgotisch überladenen.

Wenn sich Leins in seiner Beschreibung von 1866 zur Grundsteinlegung gemüßigt fühlt, auf die Vorteile hinzuweisen, die sein Entwurf im Vergleich zu den drei spätgotischen Stuttgarter Kirchen aufweist (so vor allem die bessere Einordnung der Emporen), so liegt hierin vielleicht auch eine Art von Rechtfertigung gegenüber einer Empfehlung, Traditionen des Landes wiederaufzunehmen, die bereits vom Programm nicht beachtet wurde.

Karl Schnaase, der Mitherausgeber des Christlichen Kunstblatts, schreibt 1867: "Die Wahl unter den historisch gegebenen Stylen darf natürlich nicht von großem Belieben oder gar durch das Gesetz der Abwechslung geleitet werden; die Gewohnheit des Landes und die darauf gegründete Vorliebe der Bevölkerung ist das einzig richtige Motiv." (Als Vergleich die Hannoveranische Christuskirche mit den niederdeutschen Quergiebeln am Schiff) Ob Leins aber, so wie Gilbert Scott für seine Hamburger Nicolaikirche, Exkursionen durch Deutschland bzw. durch Schwaben unternommen hat, ist ziemlich unwahrscheinlich, wenn man sich die Johanneskirche aus der Perspektive des Baugeschichtlers genauer ansieht:

Der Entwurf und seine Vorbilder

Da der Entwurf das Thema der französischen Kathedralen aufnimmt und auch die meisten formalen Einzelheiten der Johanneskirche aus Frankreich stammen, ist es nicht weiter verwunderlich, daß sich Leins zur Frage der Vorbilder seines Entwurfs nicht äußert, wäre dieses doch in Deutschland, wo die Gotik allgemein noch als "teutscher Styl" galt, zumindestens auf Unverständnis gestoßen, auch wenn um 1860

in Deutschland die Stimmen einsetzten, die wie Kreuser auf Frankreichs Ursprung der Gotik hinweisen. (Kreuser III 467 und 491)

Leins Entwurf läßt sich aber nicht auf ein französisches Vorbild zurückführen, welches ganz oder auch nur teilweise übernommen worden wäre. Die speziellen Bedürfnisse des protestantischen Kirchenbaus machten eine Neukomposition nötig.

Der Grundriß entspricht auf den ersten Blick dem Programm einer hochgotischen französischen Kathedrale, welche wohl am prägnantesten den katholischen Kirchenbau repräsentiert: Er zeigt ein dreischiffiges Langhaus, ein ebenso breites Querhaus und einen Kapellenkranz. Unfranzösisch ist die Einturmfassade und die üppig dimensionierten Treppen zu den Emporen. Die Gedrungenheit der Grundrißproportionen und die Tatsache, daß der vermeintliche Kapellenkranz vom Innenraum der Kirche abgeschnitten ist und als Sakristei dient, zählen bereits zu dem, was man als Konzessionen an den protestantischen Kirchenbau bezeichnen konnte.

In der Tat entspricht das Äußere der Johanneskirche derart verblüffend dem hochgotischen Kathedraltyp, daß man bei Betreten des Inneren von einer echten Diskrepanz zwischen draußen und drinnen sprechen muß.

Das Innere nämlich zeigt den Typ der viergeschossigen frühgotischen französischen Emporenbauten, so wie sie die Kathedralen von Noyon oder Laon vertreten. Über den Arkaden folgt das Emporengeschoß, darüber der Laufgang des Triforiums und schließlich die Obergadenfenster. Im Gegensatz zu den französischen Beispielen sind die Arkaden und die Emporenöffnungen sehr weit geöffnet. Diese Viergeschossigkeit wird nach außen dadurch verschleiert, daß die Sockelzone der Wand nur geringfügig höher hinaufreicht als bei emporelosen dreigeschossigen hochgotischen Kathedralen, und durch die Besonderheit, daß die kleinen Seitenschiff-Fenster in keinem Verhältnis zu den großen Emporenfenstern stehen.

Suggestiert der Außenbau trotz seiner gedrungene Grundrißproportionen einen engen und unübersichtlichen Innenraum, so ist man von dessen Weite überrascht: In einem genialen Kunstgriff, der ohne mittelalterliche Voraussetzungen ist, sind die Emporen von den jeweils letzten Arkadenpfeilern vor der Vierung diagonal hinter den Vierungspfeilern vorbeigezogen und schaffen so in dem kreuzförmigen Bau einen großzügigen achtseitigen Zentralraum, in dem die Vierungspfeiler als Freistützen stehen.

Spätestens hier darf man wohl nicht mehr von billigem Kopistentum sprechen.

Während also der viergeschossige Aufrißtyp den frühgotischen Kathedralen entspricht, wie sie zwischen 1160 und 1190 in Frankreich errichtet wurden und um 1200 aus der Mode gekommen waren, so entsprechen neben dem äußeren Eindruck alle Einzelheiten der Johanneskirche der Hochgotik zwischen 1240 und 1300. Der dem protestantischen Bedarf eher entsprechende frühgotische Emporenbau ist also wie dies im Programm verlangt worden war in hochgotische Formen gekleidet worden.

Einzelne dieser Details lassen sich recht genau herleiten: Die mit Pflanzenschmuck gefüllten Dreipässe in den Zwickeln von Fenster- und Arkadenbögen sind ein typisches Motiv an Bauten der Normandie, so in Coutances, in Séez, von wo das uns bekannteste Beispiel, die Westfassade der Notre Dame in Paris angeregt wurde, oder aber im Kreuzgang des Benediktinerklosters auf dem Mont-Saint-Michel.

Gotische Ziergiebel über Portalen oder Fenstern, die man Wimperge nennt, tauchen in Frankreich um 1250 auf. Beispiele sind der Chor der Kathedrale in Amiens oder die Ste. Chapelle und die Querhäuser der Notre Dame in Paris oder aber die Stiftskirche von Mantes an der Seine.

Die Portale selbst entsprechen im Grundaufbau Kirchenportalen der Ile de France um 1240, der Entwurf der Querhausfassaden lehnt sich dagegen an die Zwirnerschen Entwürfe zu den Querhausfassaden des Kölner Doms an.

Krabben oder Knospen, an einem Grat senkrecht übereinander angeordnet, finden sich zwar in Straßburg an der Westfassade des Münsters, besonders ausgeprägt aber an der Fassade der Notre Dame in Paris.

Schließlich - die Liste ließe sich weiter fortsetzen - lassen sich die Kreuzblumen der Johanneskirche auf eine kleine Kreuzblume der Kathedrale in Troyes in der Champagne zurückführen, welche, wie alle in meinem Vortrag zum Vergleich gezeigten Stahlstiche auch, in dem großen 10-bändigen Lexikon der mittelalterlichen Architektur in Frankreich abgebildet ist, herausgegeben vom großen französischen Architekt Viollet-le-Duc zwischen 1850 und 1868.

Die Johanneskirche Stück für Stück aus einem Lexikon musterbuchartig zusammengetragen? Man könnte es fast meinen, wenn nicht doch an vielen Punkten anderes als gerade französische Vorbilder spürbar würden, und wenn die Kirche nicht doch als ein Neuentwurf unter Zuhilfenahme konkreter Beispiele aufzufassen wäre.

Diese Schlußfolgerung entspricht den Vorstellungen, die Karl Schnaase im Christl. Kunstblatt 1867 so formulierte: (S.7) "Die Treue gegen den überlieferten Styl darf aber freilich nicht zur Pedanterie werden und leidet (d.h. verträgt) eine gewisse Beschränkung. Seine Formen sind ererbt, aber nicht für uns gemacht; wir können sie nur brauchen, soweit sie für uns passen." Sie dürfen "uns an freier und offener Berücksichtigung unserer heutigen Bedürfnisse nicht hindern."

Wenn sich also nicht in allen Einzelheiten bereits veröffentlichte Vorlagen geltend machen lassen, kann dies zum einen daran liegen, daß Leins zwischen 1837 und 1840 in Paris im Büro des bekannten Architekten Henri Labrouste tätig war und viele der eben zitierten Beispiele aus eigener Anschauung gekannt und auch vielleicht skizziert haben wird. Zum anderen war als Vorbild für eine hochgotische Einturmfront kein französischer sondern ein deutscher Bau, nämlich das Freiburger Münster prädestiniert, vor allem im Bereich des Turmhelms, auf den sich Leins 1877 auch erwartungsgemäß bezieht. Zum dritten werden sich beim genaueren Hinsehen vielleicht auch noch weitere Einflüsse aufzeigen lassen, wie z.B. diesen:

Das 1866 vorgestellte Kirchenbauprojekt ist im Vergleich zum ausgeführten Bau noch wesentlich flächiger, weniger durchdetailliert. Offenbar ließ die Spendenfreudigkeit nach der Grundsteinlegung noch einige bereichernde Planänderungen zu, ohne daß dies als Verstoß gegen denjenigen Programmpunkt gewertet worden sein dürfte, der besagte, daß die reinste Periode des gotischen Stiles zu wählen sei, die noch frei ist von aller Überladung der späteren Zeit.

Ich möchte jetzt nicht auf alle diese Veränderungen im Einzelnen eingehen, obwohl dies interessant wäre, doch zieht ein Detail am Turm die Aufmerksamkeit auf sich: Der Übergang vom Quadrat ins Achteck sollte ursprünglich mittels einfacher Zwickelflächen erfolgen. Das Vorbild hierfür ist die Stiftskirche in Stuttgart. Dieser so weit ich sehe einzige Anklang an lokale oder regionale Vorbilder könnte darauf

hindeuten, daß die planerischen Vorstufen vor dem Projekt von 1866 noch etwas stärker landschaftsbezogen waren.

Ein Bau von hoher Qualität

Wie dem auch sei, mit ihrem katedralhaften Erscheinungsbild hat Leins unter Duldung, wenn nicht gar mit Förderung durch die Bauherren der Johanneskirche einen hohen Anspruch verliehen, oder, moderner gesagt, ihr ein enormes Image verpaßt. Daß dieses Vorhaben auch künstlerisch geglückt ist, beweisen die Punkte, an denen sich Leins von seinen Vorbildern unabhängig gemacht hat, um dem protestantischen Kult ein adäquates Gehäuse zu schaffen. Ich halte es daher nicht für vermessen zu behaupten, daß die Johanneskirche in ihrer künstlerischen Qualität den mittelalterlichen Stuttgarter Kirchen gleichzustellen ist, in ihrer historischen Bedeutung bleibt sie natürlich hinter diesen zurück. Ihre Planungsgeschichte scheint aber ungleich vielschichtiger. Soweit ich sehe, dürfte man sie als die im Rang bedeutsamste neugotische Kirche Württembergs bezeichnen.

Städtebauliche Lage visionhafte Überhöhung

Diesen besonderen Rang hat man ihr auch städtebaulich zugewiesen. Ich meine damit weniger die prägnante Lage am Achsenkreuz der wichtigsten Straßen des Stuttgarter Westens, sondern die Einbettung in einem See.

Die in der Renaissance bereits zu beobachtende Freistellung von Kirchenbauten ist im 19. Jahrhundert fast die Regel geworden. In der Romantik wurden bedeutsame Baudenkmäler sogar durch Abriß der umgebenden Bebauung freigelegt. In den Neustädten wurde für hervorragende öffentliche Bauten vielfach eine Insel in einem Straßenplatz reserviert, wie dies an der Matthäuskirche in Heselach zum Beispiel der Fall ist.

Die Befreiung einer Kirche von der umgebenden Bebauung hat im Falle der Johanneskirche jedoch durch die Lage auf der Halbinsel im eigens hierfür aus der dreieckigen in die heutige Form gebrachten Feuersee einen besonderen Grad erreicht. Mit der Überhöhung einer Kirche, die als Kathedrale zudem noch dem Inbegriff der christlichen Kirche entspricht, hat man sich romantischen Idealvorstellungen soweit genähert, wie man dies mit einem tatsächlich errichteten Bauwerk eigentlich nur vermag.

Zur Illustrierung zwei Beispiele: Ein Bild des bedeutenden Architekten Fr. Schinkel, "mittelalterliche Stadt am Wasser" oder "Gotischer Dom" bezeichnet und um 1813 gemalt zeigt eine gotische Kathedrale in landschaftlich exponierter Lage auf einem Bergsporn überhöht.

Dem trotz aller Idealisierung nicht unrealistischen Idealbild der gotischen Kathedrale kann ein Bild Caspar David Friedrichs zur Seite gestellt werden, mit dem Titel "Die Kathedrale" (um 1818). Die schemenhaft in Wolken schwebende Vision eines von Engeln getragenen Kreuzes vor einer gewaltigen gotischen Kirchenfront entspricht einem ähnlichen Bild, in welchem zwei knieenden Druiden, Sinnbilder des Heidentums, über dem Rauch ihres Opferfeuers eine Kathedrale als Zukunftsvision des Christentums erscheint.

In der für unsere Ohren pathetischen Predigt des Stadtdekans Gerok zur Grundsteinlegung der Johanneskirche 1866 heißt es: "Sollte es ... ein Überfluß sein,

wenn man aus dem Häusermeer Stuttgarts, das allmählig bis an den Rand unseres wunderschönen Thalbeckens anschwillt, die Zinnen eines weiteren Gotteshauses emporragen; wenn neben den hohen Rauchfängen der Fabriken, die dem zeitlichen Gewerbe dienen, auch die Spitze eines neuen Kirchturms gen Himmel weist, um Zeugnis zu geben, daß auch in der neuen Zeit der altbewährte kirchliche Sinn unserer Stadt noch nicht erstorben ist?"

Dieses bewußte Zeichen, man muß sich dies vergegenwärtigen, erhob sich zu Baubeginn aus einem Stadtteil, der überwiegend aus einfachen Mietshäusern in verputztem Fachwerk bestand, mit einigen palastähnlichen spätklassizistischen Frivathäusern dazwischen. Die bauliche Üppigkeit der Gründerzeithäuser folgte erst in den 70er Jahren.

Wenn man um die Planungsabsicht des sich im Wasser spiegelnden Idealbildes der christlichen Kirche weiß, und dann die aus Verschönerungsabsicht recht bald installierte Feuerseefontäne sieht, die die Wasseroberfläche in ständiger Bewegung hält, kann man sich ein Schmunzeln nicht verkneifen.

Ein Wunschzettel für die Zukunft

Erlauben Sie mir zum Schluß noch einige Bemerkungen, die über das feststellende: "So war es" bzw. "So ist es" hinausführen. Schließlich ist die Johanneskirche seit ihren Kriegszerstörungen ein Torso, wenngleich der Bau, abgesehen vom Verlust der Turmspitze, heute noch einen verhältnismäßig geschlossenen Eindruck vermittelt.

Angesichts des Wagnisses von Rekonstruktionen, wenn die genauen Werkpläne verloren sind, wollen wir eine Wiederherstellung der Turmspitze einer Generation überlassen, die diesen Verlust noch schmerzlicher empfindet und die diese Empfindung mit einem entsprechenden finanziellen Engagement zu paaren weiß, wobei es sich meiner Kenntnis entzieht, wie gravierend das Baugrund-Problem tatsächlich ist.

Als eine Entgleisung aber betrachte ich die beschönigende und im Maßstab zu grobe Balustrade des jetzigen Turmabschlusses, die so tut, als ob ein spitzer Helm nie existiert habe. Hier wünschte ich mir einen Bazillus, der als Beton-Weichmacher es uns erlaubte, die Alternative des klareren Bekenntnisses zur abgebrochenen Spitze zur Ausführung zu bringen.

Im Sinne dessen, was die Franzosen eine "gefährliche Vereinfachung" nennen, hat man unter dem Druck der Verhältnisse 1947 und in den 50er Jahren das heutige Dach der Kirche errichtet, welches durch seinen überproportionalen Dachüberstand und dem damit verbundenen Pappendeckel-Effekt zu einem guten Teil die gotische Architektur überdeckelt und dadurch die Leichtigkeit des Baus hemmt. Bei nächster Gelegenheit (auch wenn diese erst in 50 Jahren eintritt) sollte man den Dachstuhl wieder verkleinern und den Dachfuß auf die Innenkanten der Außenmauern aufsetzen. Dies ergäbe auch die Chance, den trotz der Rosette zu flächig geratenen Giebel über dem Chor wieder dem originalen Zustand anzunähern.

Die jüngste Außenrenovierung der Johanneskirche hat gezeigt, daß man bei den Außenrenovierungen bisher ständig Substanzverluste in Kauf genommen hatte. So waren z.B. viele der Kriechblumen nicht mehr erneuert worden.

Die Konsequenz meiner Ausführungen ist, so hoffe ich, die, daß man dieses wichtige neugotische Bauwerk nicht mehr als ein lästiges architektonisches Stachelschwein

sieht, welches getrost noch ein paar weitere Stacheln verlieren darf. Man sollte sich darauf einstellen, in der Johanneskirche ein bedeutsames Baudenkmal zu sehen, für dessen Renovierungen in Zukunft nicht am falschen Ende gespart werden darf. Aus dieser Perspektive stellt die jüngste Außenrenovierung einen ersten positiven Schritt dar.

Der Titel meines Vortrags: "Zur Baugeschichte der Johanneskirche" war zugegeben neutral formuliert.

Ob dies nun lediglich eine nachträgliche Ehrenrettung für die Erbauer und ihr Werk war, oder aber eine Rehabilitation der hundertjährigen Jubilarin, möchte ich Ihnen überlassen.

Quelle (in der Landesbibliothek Stuttgart):

Zum Hundertjährigen Jubiläum der Johanneskirche Stuttgart · Ansprachen
Broschüre (1976) 40 Seiten, ohne Angabe des Herausgebers

Nach Predigt (Theo Sorg) und div. Grußworten:
ab S. 15 „Festvorträge“:

S. 15 – 28 Dr. Norbert Bongartz

S. 29 – 34 Professor Rudolf Yelin

S. 35 – 40 Pfarrer Dr. Hans Schönweiss

Von Dr. Bongartz im November 2013 durchgesehen und überarbeitet